

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Donnerstag, 8. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Goyle wollte abwinken — in der Tat, er wollte energisch und unliebenswürdig abwinken. Aber eine menschliche Schwäche hielt ihn zurück.

Goyle ließ nicht umsonst und ohne Grund in Paris arbeiten, wo es doch in London auch erstklassige Schneider gab. Aber der Herzog hatte einen kleinen körperlichen Fehler. Seine linke Schulter war ein wenig gesenkt gegen die rechte, was ganz etwas anderes ist, als wenn etwa die rechte Schulter gegen die linke gehoben wäre — Seine Hoheit also eine „hohe“ Schulter gehabt hätte.

Eine geringfügige Einlage in den Kleidungsstücken gleicht diesen Mangel aus — aber niemals hätte der Herzog einen solchen zugestanden.

Auch Großstädte sind Klatzschester.

Wie leicht hätte ein englischer Schneider in einer schwachen Stunde das Geheimnis des Herzogs von Goyle verraten können!

Paris war fern. — In Paris — trotz alle und alledem war der Duke of Goyle weder so bekannt noch so interessant wie in London —

Dennoch —

Goyle, der weder Gott noch Menschen fürchtete — er fürchtete seinen Schneider und ließ daher dessen Suada über sich ergehen — ingrimmig, aber gefaßt und in sein Los ergeben.

„Es kann dem Fremdenzustrom kolossal schaden, müssen der Herr Herzog bedenken!“ plauderte der Schneider in diskretem Tonfall, während der Duke an ihm vorbei gelangweilt und zerstreut die Säle überschaute. „Ein unbescholtenes Mädchen — eine durchaus einwandfreie Dame — eine Deutsche, Gott ja! — aber eine Verwandte des Lord Windermere.“

Die Lider des Duke zwinkerten rascher — seine Augen bildeten einen Schlit, zu schmal, ein Sandkorn durchzulassen.

„Und diese junge Dame wird geraubt — am helllichten Tage geraubt — überfallen — weggeschleppt — im Badeanzug. Bedenken Eure Hoheit, was für furchtbare Möglichkeiten sich da aufstun. Mord? Erpressung? Gewalttätigkeit? Die ganze Riviera bebt — niemand wagt sich allein auch nur wenige Schritte zu entfernen — Tausende von Menschen verlassen fluchtartig die Bäder.“

Der lebhafteste Gascogner bemerkte nichts von seiner dichterischen Ausmauerung einer einfachen Zeitungsnotiz. Furchtbar — furchtbar. Schlimmer als die entsetzlichste Affäre in unserer Metropole.

Der Geschwätige schwamm bereits kilometerweit in

dem Strom der neuesten Tagesereignisse skandalöser Art aus Paris — immer in respektvoller Entfernung, doch mit vertraulich vorgebeugtem Oberkörper am Tisch des Herzogs stehend —, als Goyle ihn unterbrach:

„Was sagten Sie? Die junge Dame sei — eine Verwandte des Lord Windermere?“

Der Schneider bejahte einen Augenblick.

„Des Lord Windermere — ganz recht — jawohl — ganz recht — eine Verwandte des Lord Windermere — eines Landsmannes des Herrn Herzogs — ganz recht — jawohl.“

„Es interessiert mich — denn der Lord begab sich soeben an die Riviera —; ich traf ihn im Express von Calais.“

Der Duke of Goyle machte sich nicht klar, daß diese seine Bemerkung sehr viel mitteilbarer und gesprächiger war, als sonst in seiner Art lag — das Bedürfnis, einige Worte in dieser Angelegenheit zu sagen, hatte ihn überwältigt.

Er winkte endlich dem Redseligen ab, versprach sehr zwischen den Zähnen einen baldigen Besuch des Ateliers und schob sich gemessen an den dienernden Kellnern — der Duke war im Café de la Paix bekannter Gast! — und dem vor Eifer fast hüpfenden Herrenschneider vorbei durch die Stuhl- und Tischreihen: dem Ausgang entgegen.

„Er hat noch immer denselben Vogel —“, dachte respektlos der Schneider, der sich in Sekundenblicke zu dem eleganten und reservierten Gentleman von Paris entwickelte, der er für gewöhnlich zu sein pflegte — und nahm seinen Platz an einem der Tische wieder ein.

Der Duke aber schritt, in tiefe Gedanken versunken, zu seinem Hotel.

Es war Anfang April — aber ein warmer und sonniger Tag, der jetzt langsam dem Abend entgegenreifte.

Paris funkelte und glitzerte in der ganzen Pracht seiner unnachahmlichen Eleganz, für die der Duke eine so lebhafteste Bewunderung empfand. Heute hatte er keinen Blick dafür. Eine tiefe Sorgenfalte lag auf seiner Stirn, ein fast bitterer Zug unverdienter Enttäuschung um seinen schmalen Mund, dessen blasser Lippen er noch fester als sonst aufeinander preßte. Wer den würdigen und vornehmen alten Herrn so dahinschreiten sah — gemessen, ernsthaft, beherrscht und überlegend —, der hätte denken können, ein wohlmeinender, strenggefinnter Vater sinne betrübt den Torheiten eines leichtfertigen jungen Sohnes nach.

Jim erwartete seinen Herrn und meldete, daß der Kauf abgeschlossen sei.

Goyle hob abwehrend die Hand.

„Ich wünsche — in einer oder zwei Stunden — Sir Clifford zu sprechen.“

Über das gute Dienstbotengesicht des alten Jim lief ein fast verklärtes Lächeln.

Und während der Duke sich in einen der bequemen Sessel seines Salons warf und starr vor sich auf den Fußboden stierte — in einer wahren Ragenjammerstimmung —, beeilte sich der Bediente, ans Telephon zu kommen. Paris ist groß — und wer weiß, wo der Gesuchte gerade weilte? Wenn aber der Duke etwas befehl, so mußte es ausgeführt werden bei seinem nicht gerade leicht zu ertragenden Zorn.

Eine Stunde später öffnete Jim weit und feierlich die Tür des eleganten Salons, in dem der Duke noch in der gleichen Stimmung verweilte, wie er von Jim vor der genannten Zeit verlassen worden war.

Seine Lordschafft der Graf von Rudyard, Henry Clifford, meldete Jim mit feierlichem Ernst. Doch in seinen Zügen war etwas Entspanntes, in den Augenwinkeln hüpfte leichtsinnig eine nicht vorschriftsmäßige Lustigkeit. Es klang ihm noch in den Ohren, wie der junge Earl ihm in fröhlicher, respektloser Kordialität zugerufen hatte: „Und was will mein guter, verdrehter Papa von mir?“ Der Händedruck, der diese Worte begleitete, war durchaus demokratisch und keineswegs herablassend gewesen.

Goyle erhob sich und sah starr und mit der Miene eines ungerecht zum Tode Verurteilten in das braune, frische, lachende Gesicht seines Sohnes und Erben.

„I see you are allright!“ Wie ich sehe, geht es dir vorzüglich!, begrüßte er ihn mit steifer Freundlichkeit und einem leichten Beigeschmack von neidischer Bewunderung.

„Und dir, Vater? Und was führt dich her?“

Sie schüttelten sich kameradschaftlich die Hände.

Vor so viel heiterer und unbekümmerter Lebenslust — vor so viel strahlender Güte und Menschenfreundlichkeit zerkümmerte sich selbst die üble Laune des Duke ein wenig — diese üble Laune, die nur zu wohlbegründet war.

„Was wünschst du zu genießen?“ fragte Goyle in selbstsam formeller Liebenswürdigkeit — niemand kann aus seiner Haut . . . „Wisky, Soda, Champus?“

„Ach!, schon lieber gar nichts! Ich bin so bedürfnislos . . .“

„Wenn es dir gefallen möchte, Platz zu nehmen?“

„Aber gern, Vater!“ Henry Clifford ließ sich sorglos mit der ihm eigenen, sonnigen Grazie in einem der riesenhaften Fauteuils nieder. „Wie geht es meiner Mutter? Was macht Grannee?“

„Ich denke, deiner Mutter geht es gut. Ich hatte seit Wochen nicht mehr das Vergnügen, mit ihr zusammenzutreffen. Großmutter läßt grüßen — sie ist gesund.“

Ein leichter Schatten war über das Antlitz des jungen Mannes geglichen und blieb darauf liegen, wie ein sinnender Zug, der verrät, daß es dem fast stets Heiteren und Fröhlichen nicht an Ernst und Tiefe fehlte.

„Und deine Reise geht über Paris hinaus?“

Der Duke legte die Spitzen seiner Finger aneinander und hob sie bis zur Höhe des Kinns. Aber sie hinweg blickte er seinen Sohn durchdringend an und erwiderte statt einer direkten Antwort:

„Es besteht die Wahrscheinlichkeit mit neunundneunzig Prozent, daß ich bei der Wahl durchfalle.“

„Ah!“

Henry Clifford schien mächtig interessiert.

„Windermere wird ins Parlament einziehen an meiner Statt — ein weiterer Sieg der Liberalen.“

„Windermere ist ein netter Kerl, Vater — fast nur halb so alt wie du. Eigentlich solltest du dir Ruhe gönnen, Pa.“

„Windermere hat eine scharfe Waffe gegen mich in der Hand, eine Waffe, die er rücksichtslos gebrauchen wird.“

Henry dachte an die unglückliche Ehe seiner Eltern — auch im Nachkriegsengland war man noch bigott, zum mindesten in den Kreisen, die seinen Vater wählen sollten —, strengste High Church und alter englischer Uradel.

„Windermere ist ein anständiger Kerl und wird niemals das Privatleben eines Mannes . . .“, sagte er unbedacht.

Der Duke wiegte den schmalen Kopf bedenklich.

„Privatleben? Die Sache hat eine öffentliche Note — und kommt sie in die französischen Zeitungen, so wird sie rücksichtslos ausgenutzt.“

Henry Clifford schwieg erwartungsvoll, ohne die Sache tragisch zu nehmen.

Nach sekundenlangem Schweigen fuhr der Duke fort:

„Das Medaillon hat sich gefunden.“

„Unmöglich!“

„Ihr habt nie geglaubt, daß es existiert. Es ist da.“

„In deinen Händen?“

„Noch nicht.“

„Und wo?“

„Das weiß ich im Augenblick noch nicht.“

Einen amüsierten und doch behinderten Zug im Gesicht seines Sohnes bemerkend, fuhr er fort:

„Aber die Person, der es gehört, befindet sich in meiner Gewalt.“

„In deiner Gewalt? Das klingt befremdlich.“

Der Duke zuckte die Achseln.

Er konnte nicht hindern, daß unter dem forschenden Blick seines Sohnes eine leichte Röte in seine Stirn trat. Er hatte kein gutes Gewissen — das war die Sache! Daran, von den Seinen als nicht ganz zurechnungsfähig angesehen zu werden, war er gewöhnt.

„Das Fatale ist, daß die Person, deren ich mich bemächtigt habe, eine Verwandte des Lord Windermere ist.“

„Eine Verwandte? Es handelt sich um eine Dame?“

„Lieber Henry“, informierte der Duke seinen Sohn, dem das helle Entsetzen in den Augen stand, „Herren pflegen derartige Schmudstücker nicht zu tragen.“

„Und diese alte Dame hast du . . .“

„Ich weiß nicht, ob sie alt ist. Ganz alt jedenfalls wird sie nicht sein. Ganz alte Damen pflegen nicht mehr ins Wasser zu gehen. Sie reiste mit zwei Jungen. Vielleicht ihren Söhnen . . .“

„Und die ganze Gesellschaft hast du — fästiert?“

Henry Clifford entschloß sich, die Sache von der humoristischen Seite zu nehmen.

„Das war nicht gut tunlich. Anderweitige Versuche zweier meiner Agenten, sich des Medaillons zu bemächtigen, scheiterten an der — der Hartnäckigkeit der betreffenden Person. Ich muß den genannten Gegenstand in meinen Besitz bekommen — was blieb mir übrig?“

„Und wie?“

Niemals hatte der junge Lord so ernsthaft an dem Verstand seines Vaters gezweifelt, wie in diesem Augenblick.

„Man verfolgte das Auto, in dem die Besitzerin, das heißt die Trägerin des Medaillons, sich befand, und bemächtigte sich ihrer Person, als sie — bereit, ein Bad zu nehmen — unter einer Pinie am Ufer der Goldküste leicht einschlummert war. Man teilte mir mit, sie habe sich verzweifelt gewehrt und verharre noch jetzt in einem hartnäckigen und widersehligen Schweigen.“

In den Tonfall des Duke trat eine leichte Nuance ehrlicher, sittlicher Empörung.

„Und das Medaillon?“

Der Duke machte eine entsprechende Handbewegung. „Es gelang leider nicht, das Gepäc der Dame mitzunehmen — und bei sich hatte sie es nicht.“

„Aber das ist ja ein . . .“ Henry Clifford unterdrückte das Wort „Verbrechen“, das ihm auf der Zunge schwebte. „Eine regelrechte Freiheitsberaubung“, sagte er statt dessen, „durch die du dir furchtbare Unannehmlichkeiten zuziehen kannst.“

„Und diese Dame ist ausgerechnet eine Verwandte des Lord Windermere“, bestätigte Goyle die Vermutungen seines Sohnes mit schöner Resignation.

„Telegraphiere sofort, daß man sie nach Hause schickt. Entschuldige dich — entlasse die voreiligen und taktlosen Agenten.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Opfer des Serge Krojitsch.

Skizze von Horst Wiernath.

Der Streckenwärter Serge Krojitsch trat am 11. Juli 1926 seinen Dienstweg später als sonst an, denn am Nachmittag war seine Frau mit ihrem Erstgeborenen niedergekommen. Als Krojitsch die Hälfte seines Weges zurückgelegt hatte, brach schon die Nacht ein. Mit geübtem Schrittgang über die Schwellen des hohen Bahndammes, den die Ingenieure quer durch die Sümpfe geschüttet hatten, von Peterwardein bis zur Semliner Brücke hinab, deren rote Siegelbogen sich über die Save spannen.

Es war eine mondlose, drohende Nacht. Ein kalter Wind stieß von den Karpathen her ins Schiff, und die Wasservögel wollten trotz der späten Stunde keine Ruhe finden. Der klagende Ruf der Rohrdommel hallte über das Moor, und in den Weidenbüschen flötete die Schilfrohrsäule. Aus dem Sumpf stiegen bleiche Dünste auf, und die Frösche, die sonst ihr Abendkonzert angestimmt hatten, waren heute stumm. Krojitsch lächelte . . . dachte an sein kleines Fröschlein daheim und ahnte mit vollgeblasenem Baden „Kooaaks — kooaaks“ das Sumpfschreien nach. Aber seine Stimme verhallte über dem Schilf, und von nirgends kam eine Antwort. Es wurde kühl, Nebel wallten heran. —

Krojitsch schritt schneller aus und schüttelte sich fröstelnd in seinem Mantel. Plötzlich glitt er aus, spie seinen kurzen Schreden dreimal von sich . . . und wie nun das Licht der Laterne von der kleinen Fröschleiche unter seinem Fuß über die Wand des Dammes huschte, sah Krojitsch, daß die Frösche des Sumpfes zahllos an den Böschungen saßen — und vom Lichtstrahl getroffen mit schnalzendem Laut in das Röhricht zurücksprangen.

Unschlüssig blieb Krojitsch stehen. Sein Blick versing sich an der schwarzen Mauer der Nacht. Bei Tage hätte er im Osten am Horizont den Dammrücken sehen können, der die Donau absperrte. Seit Menschengedenken hielt er dem Wasser stand, hielt damals stand, als die Dämme bei Widin rissen, und damals, als das Wasser über Swistow hereinbrach. Drohte jetzt Gefahr? Hörte man nicht die Leute sagen, wie stets die Frösche als erste das Hochwasser witterten und die Hügel überschwemmten? — Umkehren? Er schleuderte die kleine Fröschleiche mit einem zornigen Fußtritt beiseite und ging weiter. Sehnte sich nach seinem Weibe und dem kleinen Menschenbündel, das in seiner Wiege den traumlosen Schlaf der Unberührtheit schlief. Das Licht der Laterne brannte schon rötlich; er mußte mit der Batterie sparsamer umgehen, wenn sie für den Heimweg noch reichen sollte.

Der Wind blies steif und hohl von Norden heran, er orgelte im Schilf. Eine Kette von Wildenten stieg vor Krojitsch mit raselndem Schlage empor. Und Frösche, Myriaden brauner Frösche hockten, je weiter die Nacht hereinbrach, stumm und furchtlos in seinem Weg. Und dann kam ein Anblick, der ihm das Gefühl nahenden Unheils schauernd einjagte: Eine große Ringelnatter sah er neben den Schienen liegen, und rings um sie hockten die Frösche und glockten an ihrer Todfeindin vorbei, als wäre die Feindschaft der Kreatur ausgelöscht, — als ruhe wieder der Bär neben dem Ochsen und der Tiger neben dem Jungen der Hirschkuh . . . Und auch vor ihm, dem Menschen, floh die Natter nicht, flohen die grünen Eichen nicht, floh nichts, was das Moor in dieser unruhigen Nacht an kaltsblütiger Kreatur auf seinem Weg gesandt hatte.

Eine unerklärliche, namenlose Angst schleicht Krojitsch ins Herz. Die Wolken jagen zerseht über den Himmel, und durch seine schwarzen Tiefen segelt in unheimlicher Stille der Schwan. Das Schilf biegt sich nieder, und die Pappelzweige klappern wie böse Kastagnetten. Krojitsch stapft vom Entsetzen gepeinigt vorwärts. Flüchtet wie die Kreatur des Sumpfes zum Lande hin und will nicht wissen, wohin er tritt . . . Flieht zu den Höhen jenseits der alten Brücke, wo die Türme von Peterwardein hinter dem schmalen Föhrenstrich stehen. Und gleitet aus, stürzt nieder, die Laterne zerschellt am eisernen Schienenstrang, erlischt . . . seine Hände suchen einen Halt, finden einen feuchtkalten Amphibienklumpen . . . er springt in furchtbarem Entsetzen empor und rennt, stolpert, stürzt vorwärts.

Endlich umklammert er das Brückengeländer, zieht sich weiter durch eine Dunkelheit, die das phosphorezierende Moorwasser milchig aufwärmt, schaut mit wild klopfendem Herzen zu dem grauroten Schein am Himmel. Das ist Peterwardein, ist die Stadt, Menschen, Sicherheit. . . . Und da erfüllt ein Brausen die Luft und kommt heran wie ein Orkan und pfeift und brüllt, donnert und saust. Das Wasser! Der Damm ist geborsten! — Die Brückenpfeiler er-

beben, das Holzwerk kracht und knirscht, die Brücke schwankt wie ein Schiff auf See . . . hält . . . hält noch immer. Krojitsch taumelt vorwärts, kriecht wie ein Reptil auf das feste Land, küßt die Erde, die kalte Erde und schaut hinter sich, wie das heranbrausende Wasser wild am Eisenbahndamm emporschäumt und steigt und schwillt, Bäumen und Bäume wie Mauerbrecher in seinem rasenden Sturz mit sich führt und — den Damm überrennt! Und in dieser Minute sein Haus samt Weib und Kind fortgerißt, sein Haus mit Weib und Kind, Krojitsch taumelt vorwärts, hat sein Herz mehr, seit über ihn das Wissen um sein Schicksal herein gebrochen ist, seit er weiß, daß die verfluchten Wasser alles gefressen haben, woran seine Seele hing. Die Rosenstöcke, die sich zum Blühen anhielten — und den Apfelbaum, der heuer seine ersten Früchte tragen wollte. —

Ein roter, böser Mond steigt wie ein Brand über den Horizont und klettert durch die schwarzen Wolkendecke; spiegelt sich in schäumendem Wasser, soweit das Auge reicht; leuchtet in ein schwarzes Loch, das die Fluten mitten in die Brücke hereingerissen haben.

Da hineinpringen! denkt Krojitsch und starrt in die Finsternis. Längst haben die Wolken den Mond verschluckt. Kein Stern will mehr leuchten. Nichts begleitet seine Gedanken als das Rauschen der Wasserstrudel, das Verstummen nachtürzender Brückenpfeiler — und irgendwoher der verweifelste Schrei eines Vogels, der um seine Jungen klagt.

Krojitsch beugt sich über die gurgelnden Fluten herab, tränenlos, versteinert vor Schmerz. Sieht das Kind in der Hand des nassen Todes und sein Weib im grünen, gläsernen Sarge treiben.

In seinem Rücken dröhnt es heran. Krojitsch fährt wild herum. Der Orientexpress mit seiner Menschenkraft! Mit einer Stundengeschwindigkeit von hundert Kilometern — und niemand ahnt, daß er ins Verderben fährt. Haben Peterwardein verlassen, ehe der Telegraph warnen konnte . . . „Halt!“ brüllt Krojitsch und schwenkt die zerbrochene Laterne durch die Luft. Wirst sie fort, rennt dem Zuge entgegen: „Halt! halt!“ — Niemand bemerkt den Mann. Mit unverminderter Geschwindigkeit donnert die Lokomotive heran. Krojitsch neben den Schienen brüllt, winkt mit beiden Armen — weiß, daß sein Ruf ungehört, er selbst ungesehen bleibt. Bierzig, dreißig Meter noch trennen ihn von dem Zuge, dessen Laternen ihr Licht nur kurz vor den Fahrweg streuen. Hundertundsechzig Menschen schlafen, wachen, spielen, sprechen und ahnen keine Gefahr. Hundertundsechzig Menschen rasen in den Tod! — Und da bleibt nur eines übrig, das Letzte, Schwerste: Serge Krojitsch springt mitten ins Gleis, mitten in die Lichter hinein. Und der Zug hält . . .

Aus Bulgariens Kinderstube.

Von Hugo von Köller.

Mehr als sechs Jahrhunderte hatte das bulgarische Volk unter der türkischen Herrschaft ein unfreies Leben geführt, als es nach dem letzten russisch-türkischen Krieg 1877/78 durch den Frieden von St. Stefano ein selbständiges Fürstentum wurde.

Wie nicht anders möglich, war das gesellschaftliche Leben der Bulgaren unter der Türkenherrschaft vollständig abgedrosselt gewesen. Wenn schon die bulgarischen Männer, besonders in kleinen Städten und auf dem Lande alle Ursache hatten, sich möglichstster Zurückhaltung zu befleißigen, so war es für bulgarische Frauen und Mädchen eine absolute Notwendigkeit, sich vor der türkischen Männerwelt versteckt zu halten, wenn sie nicht ihre Frauenehre aufs Spiel setzen wollten. Die Folge davon war, daß die bulgarischen Frauen und Mädchen, als sich ihnen dann die Tore gesellschaftlichen Lebens öffneten, absolut westfremd und aller Formen ermangelnd, diese durchschritten. Es war gewiß unrecht, über sie zu lachen, wenn sie gesellschaftliche Ungeheuerlichkeiten begingen, aber die Lachmuskeln wurden häufig doch bereit gereizt, daß man sie nicht beherrschen konnte.

Die bulgarische Armee war eigentlich noch im Entstehen begriffen, als schon einzelne gerade fertiggestellte Truppenteile, die dienstlich noch nicht einmal ganz ausgebildet waren, zum Schutze der durch türkische Räuberbanden gefährdeten bulgarischen Bevölkerung, besonders im östlichen Bulgarien, entsandt wurden. Zu solchen Truppenteilen gehörte auch die zweite Sotnie (selbständige Schwadron), der ich auf Befehl des Fürsten Alexander zugeteilt war. Das gesamte Offizierkorps der bulgarischen Armee bestand damals, mit Ausnahme der jüngsten, einem oder zwei bürgerlichen Leutnants bei jeder Kompagnie, Schwadron und Batterie, aus

Russen. Diese Offiziere fanden der bulgarischen Bevölkerung gegenüber meist nicht den richtigen Ton. Ihr sittenloses Leben, ihr übermäßiges Trinken, leichtsinniges Kartenspiel u. a. m. riefen die Bevölkerung ab, und hätte diese wohl zu passivem Widerstand reizen können, wenn nicht das Knechtische, das ihr aus der Türkenzeit noch im Blute lag, eine Opposition nicht auskommen ließ. Schmerzlich aber empfanden die Bulgaren, wenn die Russen sich über sie lustig machten, und ihre Sitten und Gewohnheiten ins Lächerliche zogen. Wer unvernünftig genug war, die Ungewandtheit der Bulgaren und Bulgarinnen zum Gegenstand der Verhöhnung machen zu wollen, dem wurde allerdings häufig dazu Veranlassung geboten. Ein geradezu klassisches Beispiel dafür ist mir in der Erinnerung geblieben.

Als unsere Schwadron im östlichen Bulgarien gegen die türkischen Räuber- und Insurgentenhanden eingesetzt war, kamen wir auch mal für einige Zeit in ein kleines Städtchen, das sich außerordentlich geehrt fühlte, bulgarisches Militär in seinen Mauern beherbergen zu können. Die Stadt tat alles, um uns zu feiern; versiel aber dabei unglücklichweise auch auf den Gedanken, einen „Ball“ zu geben. Es hatte wohl noch niemand von den Veranstaltern in seinem Leben einen wirklichen Ball mitgemacht. Daher fiel ja manches recht komisch aus. Getanzt wurde natürlich nur der einzige in Bulgarien mögliche Tanz, der Nationaltanz „Chora“. Männlein und Weiblein reihen sich abwechselnd aneinander und schieben sich langsam mit drei Schritten nach seitwärts und wieder mit zwei Schritten rückwärts im Kreise weiter. Dazu eintönige Musik ohne Abwechslung. Die tanzlustigen Frauen und Mädchen saßen und standen längs der Bänke und warteten darauf, geholt zu werden. Dabei erlebte ich das erste spähhafte Intermezzo. Mit Todesverachtung ging ich auf ein, mir ganz niedlich erscheinendes junges Mädchen los, das in allerdings mehr als nachlässiger Haltung sich auf einem Stuhl refelte. „Komm!“ rief ich sie an, „tanzen!“ — „Dobre“ (gut) antwortete sie, „schedei malto“ (wart' ein wenig). Was nun? Die Kleine hob den rechten mit einem dicken Wollstrumpf besetzten Fuß hoch, legte ihn auf das linke Knie, und langte dann unter den Stuhl, um ihren Zuckstiefel, den sie abgelegt hatte, hervorzuziehen. Sie entfernte ungeniert die sie behindernden unzähligen dicken Unterkleider und zog den Stiefel an. — Kurz darauf hoppelten wir auch in der bunten Reihe der Tanzenden. Meiner „Dame“ lief das Wasser bald über das Gesicht, sie — mit Respekt zu sagen: „schwigte“ in der Menge wollener Unterkleider geradezu fabelhaft; aber „nemma nischto“ (macht nichts), aushalten bis zum Schluß!

Dann kam augenscheinlich die Hauptnummer des Festes. Alle Tänzer führten ihre „Damen“ an das imposante Büffet, auf dem eine große Anzahl von Schüsseln mit gekochten fetten Suppenhühnern stand. Ich war neugierig, wie unsere Tänzerinnen sich mit diesem „Ball-Imbiß“ ohne Messer und Gabel abfinden würden. Und was nun geschah, überstieg alles, was die lebhafteste Phantasie mir hätte vorführen können. Ich sah zunächst nur meine Dame, durch die meine Blicke derart gefesselt wurden, daß ich garnicht bemerkte, wie eigentlich alle Damen das gleiche taten. Mit affenartiger Geschwindigkeit raffte die kleine Schöne ihre zahlreichen Unterkleider in die Höhe und band die Schnüre los, mit denen die wollenen Strümpfe festgebunden waren. Dann packte sie mutig die Keule eines gekochten Huhns, riß diese ab und ließ sie von oben in dem einen Strumpf verschwinden. In den anderen Strumpf schob sie einen mächtigen Knallen Brot.

Ich hielt noch aus in meinen Ritterdiensten, bis die Toilette meiner Tänzerin wieder in Ordnung und sie selbst wieder auf ihren Platz gebracht war. Dann aber verließ ich fluchtartig den „Ball“.

Obgleich das Benehmen meiner sowie aller anderen Balldamen nach unseren Begriffen eigentlich mehr als anstößig war, nahm ich doch die Überzeugung von hier mit, daß ich in Gesellschaft von moralisch einwandfreien Frauen und Mädchen gewesen war. Von reiner Raivität, verbunden mit Mangel an gesellschaftlicher Erzogenheit und etwas zuviel Natürlichkeit wurden diese Kinder des eben erst der Freiheit übergebenen Volkes geleitet. Wer heutzutage die elegante bulgarische Damenwelt und die wohlgezogene Herrenwelt kennen lernt, wird sich kein Bild machen können von den gesellschaftlichen Zuständen bei ihren Vorfahren.

Ich habe diese Episode in der Erinnerung behalten als einen „Nachmittag in der großen bulgarischen Kinderstube“.

Examens-Mosaik.

Die Würmer.

Der Münchener Zoologe Prof. A. war besonders verlesen auf die Würmer. Das wußten die Studenten natürlich, paulten sich besonders gut auf die Würmer ein und versuchten beim Examen ihre Kenntnisse an den Mann zu bringen.

Der erste Kandidat, Herr Weisberger, kommt herein, der Professor fragt: „Was wissen Sie von der Schnepfe?“ „Die Schnepfe ist ein Waldvogel und nährt sich von Würmern. Die Würmer zerfallen in Regenwürmer, Bandwürmer, Spulwürmer, Madenwürmer.“

„Gut“, sagt der Professor, „ich bin sehr zufrieden, Sie können gehen.“

Den nächsten Kandidaten fragt der Professor, was er vom Elefanten wisse. Der hat sich auf den Elefanten nicht vorbereitet und stammelt in größter Verlegenheit: „Der Elefant ist ein großes, graues Tier — sehr groß — sehr grau — und hat vorn einen Rüssel. Der Rüssel ist gekrümmt wie ein Wurm. Die Würmer zerfallen in Regenwürmer, Bandwürmer, Spul- und Madenwürmer ...“

„Gut“, sagt der Professor, „auch mit Ihnen bin ich sehr zufrieden.“

Nun kommt der Herr Kandidat Moritz Morgenstern. Ihn fragt der Professor, was er vom afrikanischen Wüstenhund wisse. M. M. hat natürlich keine Ahnung, daß es solch ein Tier überhaupt gibt, legt aber frisch drauf los: „Der afrikanische Wüstenhund lebt in der afrikanischen Wüste. In Afrika ist ein anderes Klima wie bei uns, da ist es bedeutend wärmer. Die Würmer zerfallen in Regenwürmer, Spulwürmer usw.“ und er war gerettet.

Ein vierter Kandidat beschließt, gar nicht erst eine unter Umständen knifflige Frage des Examinators abzuwarten. Er tritt ins Zimmer, verbeugt sich tief und nimmt Platz mit den Worten: „Herr Geheimrat, da wär' mer! Die Würmer werden eingeteilt ...“

Ultima ratio.

Großes juristisches Examen an der Universität in S. Gerade ist der Kandidat L. in der Bange und soll sein Licht leuchten lassen. Aber es leuchtet nicht, es glimmt nicht einmal und der geduldige Professor A. bemüht sich vergeblich, etwas aus L. herauszuquetschen. Um ihm eine letzte Möglichkeit zu geben, stellt er ihm schließlich eine leichte Frage:

„Herr Kandidat, sagen Sie mal, was verstehen Sie eigentlich unter Betrug?“

„Betrug — Betrug — ist, wenn — Herr Professor, Betrug ist“ und mit dem Mut der Verzweiflung — „wenn Sie mich im Examen durchfallen lassen.“

„Wie — was — unerhört“, schreit empört Professor A., „Sie mit Ihrer grenzenlosen Unwissenheit, was wollen Sie damit sagen, wie soll man denn das verstehen?“

„Herr Professor, unter Betrug versteht man ... wenn man die Unwissenheit eines Menschen benützt, um ihn zu schädigen ...“

Physiologie.

Geheimrat E. stellte an einen zu prüfenden Herrn die Frage: „Was wissen Sie von den Funktionen der Milz?“ und hoffte auf die damals ganz richtige Antwort, daß man darüber soviel wie nichts wisse.

Der Kandidat, der tatsächlich noch nie etwas von Funktionen der Milz vernommen hatte, jedoch glaubte, dieses Kapitel über schlagen zu haben, stotterte höchst verlegen:

„Herr Geheimrat, ich habe sie gewußt, jedoch ganz vergessen.“

Der Professor stand auf, legte die beiden Hände auf die Schulter des Kandidaten und sprach in höchstem, düsterem Tone: „Unglücklicher! Sie sind der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der es gewußt hat, und Sie mußten es unglücklicherweise gerade vergessen!“

Pharmatologie.

Der Kandidat wird über die Anwendung von Crotonöl, eines schon in kleinsten Dosen stark wirkenden Abführmittels, geprüft.

„Wieviel würden Sie, Herr Kandidat, davon einem Hunde geben?“

„Teelöffelweise, Herr Professor!“

„Aber wenn es nun nicht wirkt?“

„Dann eßlöffelweise, Herr Professor.“

„Aber wenn das nun auch nicht wirkt?“

„Dann in größeren Dosen, bis Durchfall erfolgt.“

„Ist bereits erfolgt, Herr Kandidat.“

Sächsishe Chemie.

Sagen Sie, Herr Kandidat, was ist As²D³?

Darauf der Kandidat nach langer Pausenpause, um noch einige kostbare Sekunden zu gewinnen: „Ich hab's gewußt — komm bloß nich gleich druff — es liegt mer uff d'r Bunge.“

Professor: „Ei, Herrjeses, spuden's sofort aus, das is Se nämlich e sehr starkes Gift.“